

# Katholische Literatur der Gegenwart? Beerbungen und Transformationen einer Gattung

Georg Langenhorst

## I. München 1959-1966: Vom Höhepunkt der christlichen Literatur zu deren Abgang

Im Jahr 1966 veranstaltete die Katholische Akademie Bayern in München ein Symposium über „Moderne Literatur und christlicher Glaube“, das zu einem Wendepunkt der öffentlichen Diskussion über christliche Literatur wurde. Berühmt-berüchtigt wurde ein Beitrag von Werner Ross, der seine programmatische Ausgangsfrage „Ist die christliche Literatur zu Ende?“ provokativ-eindeutig mit „Ja“ beantwortete: „Tatsächlich, die christliche Literatur ist zu Ende, oder, vorsichtiger formuliert, es scheint, dass es mit einer bestimmten Form christlicher Literatur, mit einer bestimmten Epoche christlicher Dichtung zu Ende sei.“ Dabei räumt Ross rückblickend ein: Ja doch, es „gab eine christliche Literatur als Gesamtphänomen, mit großen Persönlichkeiten und bedeutenden Werken und mit einer in der Breite wirkenden zweiten Garnitur.“ Ihren Höhepunkt im 20. Jahrhundert habe diese Tradition in Deutschland etwa bei Gertrud von le Fort, Reinhold Schneider, Werner Bergengruen und Elisabeth Langgässer gefunden. Nur: Diese „christliche Literatur von gestern“, so Ross weiter, könne auf die Lage der Gegenwart, ihre Fragen, Nöte, Probleme und ästhetischen Ansprüche „keine Antwort geben.“

Sekundiert wurde Ross von anderen, etwa von Curt Hohoff, der ebenfalls 1966 einräumte, dass „die christliche Dichtung heute epigonal“ geworden sei oder von Paul Konrad Kurz, der 1971 nachdrücklich feststellte: „Interesse und Markt für christliche Literatur sind geschwunden.“ Die „christliche Literatur“ der Revertiten und Konvertiten ist zu Ende.“ Aus heutiger Sicht nachgefragt: Warum verstummte diese Tradition? Warum wurde sie von vielen als nicht mehr zeitgenössisch empfunden? Sicherlich lag das zum einen daran, dass wichtige Protagonisten der Bewegung starben. Andere jedoch – wie etwa Gertrud von le Fort – lebten und schrieben bis in die 70er Jahre hinein. Entscheidend jedoch: Sie schrieben so weiter wie immer schon. In Stil und Inhalt ist bei solchen Werken letztlich kaum erkennbar, ob sie 1920 oder 1970 verfasst wurden. Im Nachhinein legt sich der Verdacht nahe: Der Erfolg der christlichen Literatur in den 50er Jahren lag zumindest auch darin begründet, dass diese Form der Literatur direkt anknüpfen konnte an die aus den 20er und 30er Jahren bekannte Art zu schreiben, die in der Zeit des Nationalsozialismus in den Untergrund abgedrängt worden war: inhaltlich im Anknüpfen an die typologisch vorgeprägten ‚ewigen Wahrheiten‘, stilistisch anknüpfend an die bestens bekannten Spielarten klassischer Formsprache in Lyrik und Prosa. Diese Literatur stellte sich dem Kahlschlag, der Zäsur, den inhaltlichen wie formalen Fragen der damaligen Zeitgenossen gerade nicht, sondern bot den vermeintlichen Schutz der wohlthuenden Vertrautheit. Und genau diese Verhaftetheit an theologische-heilsgeschichtliche Denkmodelle und deren formale Umsetzung brach in der Gesellschaft der 60er Jahre auf.



Prof. Dr. Georg Langenhorst  
Professor für Religionsdidaktik und  
Religionspädagogik an der Universität  
Augsburg

Beste Beleg für diesen Erklärungsversuch: Reinhold Schneider war der einzige Protagonist dieser Bewegung, der den Wandel nicht nur spürte, sondern auch literarisch konsequent umsetzte. Seine Spätwerke wie „Winter in Wien“ nahmen in Form und Inhalt die Anforderungen der Gegenwart ernst und auf. Ein Großteil seiner breiten Anhängerschaft freilich war entsetzt. Das war nicht mehr der Reinhold Schneider, den sie kannten. Das war nicht mehr die tröstende, klare, traditionell verankerte Orientierung, die sie lesen wollten. Bei Hans Urs von Balthasar – neben Romano Guardini die wichtigste Gründergestalt theologischer Literaturdeutung in katholischer Tradition – wird diese Fixierung deutlich: 1953 hatte er ein geradezu hymnisches Buch über Reinhold Schneider geschrieben, ihn dort als „Künder und Darsteller“ einer göttlichen „Auftragsweisheit“ gepriesen. 38 Jahre später – 1991 – folgte ein Buch „Nochmals Reinhold Schneider“, in dem von Balthasar sein Entsetzen über Schneiders Spätwerk nur mühsam kaschiert: „an Stelle der genauen“ habe Schneider später „nur noch verworrene Klänge“ von sich gegeben, die ausschließlich „den Dekadenten interessant erschienen und das wirklich Prophetische seiner größten Werke verdunkelten.“ Hier erwartet jemand klare, fest normierte Kriterien von Christlichkeit. Bei deren Durchbrechung ist er zu härtesten Distanzierungen bereit. An Reinhold Schneider, seinem Werk und dessen Rezeption lässt sich so am besten zeigen, was die klassische christliche Literatur auszeichnete und warum sie tatsächlich an ihr Ende kam.

Die Ausrufer eines Endes der christlichen Literatur – Ross, Hohoff, Kurz und andere – stießen mit ihren Äußerungen in ein Wespennest. Empört wurden sie von Verfechtern des Konzeptes einer nach wie vor wirkmächtigen ‚christlichen Literatur‘ als Nestbeschmutzer, ideologisch Verblendete, vom Zeitgeist Verführte gebrandmarkt. Diese Empörung lässt sich nur verstehen, wenn man den großen Aufwand

betrachtet, mit dem nach 1945 das Orientierung stiftende Erbe der ‚christlichen Literatur‘ beschworen, in zahllosen Studien und Anthologien dokumentiert, strategisch aufzuwerten versucht wurde, gerade angesichts des zunehmend schwindenden Einflusses. In den 60er Jahren aber wurde überdeutlich: Das explizite Bemühen um die ‚christliche Literatur‘ entsprang dem tiefen Wissen um die eigentliche Vergeblichkeit dieses Unternehmens.

Die Provokationskraft der Abgesänge auf die christliche Literatur wird vielleicht dann noch deutlicher, wenn man noch einmal einige Jahre weiter zurückgeht. Sieben Jahre zuvor, 1959, hatte die Katholische Akademie in München nämlich bereits einen ersten großen Kongress über „das Christliche in der Literatur“ veranstaltet. Curt Hohoff konnte in seinem Hauptreferat das Wesen des ‚christlichen Literatur‘ damals noch völlig selbstverständlich und unangefragt bestimmen, zunächst tautologisch: „Das Christliche in der christlichen Literatur ist selbstredend das Christliche.“ Dann selbstsicher und ohne Anflug von Zweifel: „Wir wissen, was das Christliche ist, und wir wissen, was christliche Literatur ist.“ Schließlich konkret: „Es ist das Thema von Sünde, Gnade und Erlösung des Menschen durch Christus. Dies ist das eigentliche Thema der Heiligen Schrift beider Testamente, und dieses Thema muss sich noch spiegeln in den letzten und naivsten Produkten einer Literatur, die christlich genannt werden will.“

Ganz ähnlich Elisabeth Langgässer – selbst eine jener Schriftstellerinnen, die als „christliche Dichterinnen“ immer wieder genannt werden. Sie hat sich mehrfach auch theoretisch zur Frage nach dem Selbstverständnis christlicher Literatur geäußert. Für sie steht fest: Die Fabel der Heilsgeschichte sei „immer und überall die gleiche. Ihre Elemente heißen Sünde, Gnade und Erlösung.“ Diese für jegliche Form christlicher Literatur konstitutive „Grundstruktur des Erlösungsvorgangs“ sei „einfach und unveränderlich wie das Mysterium selbst“, und dieser „erhabenen Eintönigkeit des Mysteriums (...) entspricht die typologische Charakterisierung der Handlungsträger.“ Inhalt und Form christlicher Literatur schienen damit genau bestimmt, genau so wie die Etikettierung von bestimmten Autoren als ‚christliche Dichter‘, ja als ‚Propheten in poetischem Gewand‘, deren literarisch-theologische Beauftragung direkt von Gott komme.

Das also sind die zwei zentralen Stationen, die sich bis heute mit der Katholischen Akademie hier verbinden: eine Tagung im Jahr 1959, in der die christliche Dichtung vor allem in ihrer damals vorherrschenden katholischen Prägung ungebrochen gefeiert und enthusiastisch gepriesen wird; eine Tagung 1966, die den Bruch, den Abschied, das Ende der christlichen Dichtung markiert. Und nun? 41 Jahre später, im Jahr 2007? Was soll der Rückblick? Wer spricht noch von christlicher Dichtung, wer von katholischer Literatur?

## II. „Christliche Literatur“ im 21. Jahrhundert?

Zunächst gilt es, zwei Differenzierungen vorzunehmen. Erstens: Die aufgezeigte Traditionslinie bezieht sich ausschließlich auf die Entwicklungen in Deutschland. Schon in Österreich stellt sich der Befund anders dar, weil der Katholizismus dort viel prägender geblieben ist. Die Katholische Milieubindung in Sozialisation und Aufbegehren gegen diese Prägung zieht sich dort bis in die Gegenwart. Auch im Blick auf andere Sprachräume stellt sich die Situation angesichts eigenkultureller Sonder-

entwicklungen so unterschiedlich dar, dass ein Gesamtblick nur von einem ausgewiesenen Expertenteam vorgenommen werden könnte.

Zweitens: Die Beschäftigung mit christlicher Literatur ist im deutschsprachigen Kulturkreis nie ganz verstummt, ist jedoch weitgehend ausgewandert in den Bereich politisch streng konservativer Kreise. Diese Verzweigung und Verengung darf nicht verschwiegen werden. Die Besinnung auf ‚christliche Literatur‘ hat immer wieder politischen Aussagen dienen müssen: gesellschaftspolitisch gerichtet auf eine Absage an eine freiheitlich-demokratische Kultur; kirchenpolitisch gerichtet auf eine Absage an die Veränderungen im Katholizismus durch das Zweite Vatikanische Konzil. Diese Funktionalisierungen gehören freilich nicht zu den Grundzügen der Beschäftigung mit ‚christlicher Literatur‘, bleiben vielmehr ein Randphänomen.

Für viele Kulturbeobachter bedeutet und bedeutet das Ende der klassischen Form von ‚christlicher Literatur‘ grundsätzlich das Ende jeglicher Form dieser Tradition. Dabei geht leicht der Blick dafür verloren, dass es Neuaufbrüche gibt, Fortführungen in veränderter Form, Transformationen der ästhetischen Repräsentation des Christlichen, die weiterhin literaturprägend bleiben. Das Christentum wirkt nach wie vor auf die Literatur ein und in der Literatur weiter. Erkennbar werden diese Wirkweisen jedoch nur, wenn man sich von den alten Such- und Wahrnehmungsmustern verabschiedet. Wer ‚christliche Literatur‘ primär unter den inhaltlichen wie ästhetischen Vorgaben der ersten Hälfte des

*Gerade die gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen werden zum Thema, spiegeln und bedingen sie doch die Lebensentwicklungen der Protagonisten.*

20. Jahrhunderts sucht, wird nicht fünftig und enttäuscht mit Magda Motté einen „bescheidenen Befund“ beklagen. Er wird mit Curt Hohoff nur in den Kategorien von Verlust und Niedergang bemängeln können, dass „das Christliche“ in den Erzählungen und Romanen seiner Zeit „ein diffuser, ungreifbarer Stoff geworden“ sei. Diesem Verhaftet-Bleiben an festen Vorstellungen von ‚christlicher Literatur‘ von innen, von dieser Tradition Wohlgesinnten, entspricht eine ähnliche Sichtverengung von außen, von diese Tradition grundsätzlich kritisch Betrachtenden. Gerade in weiten Teilen der Germanistik hält sich eine von außen gesetzte normierende Sicht auf ‚das Christliche‘, ‚das Katholische‘, die den Entwicklungen innerhalb der Kirchen und der Theologie kaum noch entspricht.

Das Christentum bleibt – der Pluralität der Postmoderne entsprechend – in ganz unterschiedlichen Bereichen literarisch fruchtbar und produktiv. Immer seltener ist es dabei freilich möglich und sinnvoll, Autoren mit ihrem Gesamtwerk heranzuziehen. Mit Recht hat sich schon die Schriftstellergeneration von Heinrich Böll oder Luise Rinser gegen die viel zu einengende Etikettierung als ‚christliche Schriftsteller‘ gewehrt. Die Rede vom ‚christlichen Dichter‘ ist nicht mehr sinnvoll. Immer häufiger findet sich die Auseinandersetzung mit dem Christentum nur in einzelnen Werken. Programmatische Konsequenz: ‚Christliche Literatur‘, Spuren des Katholizismus in der Literatur, lassen sich nicht mehr über Autoren identifizieren, sondern über Werke.

In einer ersten großen literarischen Traditionslinie wird der Katholizismus zum konkreten Kontext, zum Milieu der Handlung von Romanen. In ihnen geht es darum, das Leben von Menschen in einer mehr oder weniger deutlich vom Katholizismus geprägten Welt zu schildern. Gerade die gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen werden dabei zum Thema, spiegeln und bedingen sie doch die Lebensentwicklungen der Protagonisten. Die Linie derartiger Romane zieht sich im deutschen Sprachraum von einer Vielzahl der Romane Heinrich Bölls oder von der „Danziger Trilogie“ von Günter Grass aus über die „Freiamtstrilogie“ des Schweizer Silvio Blatter bis hin zu Arnold Stadlers Romanwerk der 80er

### *Ich berauschte mich an den großen Worten, ihrer Melodie, den Bögen der Sätze, schlug sie um mich wie kostbare Gewänder.*

und 90er Jahre oder *Petra Morsbachs* Aufsehen erregendem Priesterroman „Gottesdiener“ im 21. Jahrhundert, für den sie im Sommer 2007 mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet wird.

Dieser Traditionslinie an die Seite tritt eine ganze Reihe von Romanen der jüngsten Vergangenheit, in denen Autoren der heute mittleren Generation in fiktiv gestalteter Form ihr eigenes Aufwachsen bedenken. Die Rolle der Katholischen Kirche wird dabei differenziert betrachtet und geschildert – in den Zwängen und Ängsten, die sie vermittelte, aber auch in ihren Identität ermöglichenden Potentialen. Diese Romane konzentrieren sich also auf die weitgehend individuell ausgerichtete Betrachtung eines spezifischen Lebensschicksals, in dem sich dennoch parabolisch Zeitgeschichte spiegelt. Als Beispiel möchte ich nennen: Hanns-Josef Ortheil „Lo und Lu“ (2001), Ulla Hahn „Das verborgene Wort“ (2001), Ralf Rothmann „Junges Licht“ (2004), bis hin zur Paul Ingendaays „Warum du mich verlassen hast“ (2006), Thomas Hürlimanns „40 Rosen“ (2006) oder – soeben erschienen – Veronika Peters „Was in zwei Koffer passt. Klosterjahre“ (2007). Überraschend wirkt dabei die Tendenz, dass hier – mit Ausnahme von Ingendaay – eine eher unbefangene Auseinandersetzung mit den katholischen Kindheitsprägungen beschrieben wird, die bleibende, eben auch als positiv bewertete Identitätsbildung mit einschließt. Blicken wir etwas näher auf ausgesuchte Beispiele:

**Ralf Rothmann**

„Jesus im Ruhrpott“ – unter dieser Überschrift erschien im Jahr 2004 eine begeisterte Besprechung des Romans „Junges Licht“ von Ralf Rothmann. Der Autor schildert in diesem Werk das Aufwachen eines Jungen in den 60er Jahren, ein Aufwachsen, in dem Kirchgang, Beichte und Messdienerdasein einen wichtigen Bereich darstellen. „Christliche Literatur“ im klassischen Sinne schreibt er nicht, dieser Ralf Rothmann. Kein ‚Credo‘ ist von ihm zu erwarten, aber doch mehr als Gleichgültigkeit oder Absage. Ein Schlüssel zu seiner literarischen Gestaltung christlicher Traditionselemente mag in einer Figur aus seiner Erzählung „Der Windfisch“ (1988) deutlich werden. Lohser, der Protagonist, gelangt zufällig in eine Kirche und erinnert sich an Automatismen aus seiner Kindheit. „Er zündete eine Kerze an, bekreuzigte sich flüchtig und staunte; es war eine Wohltat. Er bekreuzigte sich noch mal. Es blieb eine

Wohltat.“ Das ist mehr als die Schilderung einer überraschenden Heimkehr in ein wohlthuendes katholisches Ritual. Rothmann lässt seinen Helden in Figurenrede reflektieren: „Wenn es ihm tatsächlich einmal gelang, seine automatische und wohl darum schon fragwürdige Skepsis zum Schweigen zu bringen, wenn er in einem Gottglauben mehr als nur neue, aufgeschreckte Religiosität und panische Besinnung von Verseuchten auf dem Sterbebett sehen konnte, empfand er ihn als gewaltigen Trost, als Kraft, mit der sich alles, selbst das eigene Ende, bestehen ließ.“

**Ulla Hahn**

Kaum ein Buch wurde im Jahre 2001 so kontrovers und heftig diskutiert wie Ulla Hahns Roman „Das verborgene Wort“. Im Folgejahr wurde es mit dem Deutschen Bücherpreis ausgezeichnet. Hahn, Jahrgang 1946, schildert in diesem Roman kunstvoller fiktionaler Verkleidung ihre Kindheit und frühe Jugend im rheinischen Monheim. Wie in wenigen Werken zuvor wird hier das Aufwachsen im Nachkriegsdeutschland im kleinbürgerlichen Milieu einer rheinisch-katholischen Provinz beschrieben. Zwei zentrale Momente kennzeichnen das Aufwachsen von „Hildegard Palm“ – so der Name des Mädchens im Buch. Zum einen die besondere Rolle der Sprache: Über Sprache beginnt sich Hildegard aus ihrem Milieu zu lösen; Literatur wird ihr zur Entdeckung von Individualität; mit dem Lesen und Schreiben formt sich die Persönlichkeit. Selten zuvor hat ein Roman in so feinfühleriger Schilderung diesen Prozess nachgezeichnet. Doch Sprache ist eng geknüpft an Religion. Im Bereich der Kirche – die sehr wohl kritisch betrachtet, alles andere als idealisiert, in aller Differenziertheit ausgeleuchtet wird – findet Hildegard Anregungen, Stütze, Förderung. Gerade die Sprachformen der Liturgie, der Bibel, des religiösen Alltagslebens fördern den benannten Wachstumsprozess. Der aus Bücher-mangel geklaute „Schott“ erweist sich als wirkmächtige Spruchsammlung gegen die Strafen der Eltern. Das Gesangbuch wird zur Quelle liturgischer und biblischer Sprachschätze. So etwa schildert Ulla Hahn die fast sinnlich zu spürende Begeisterung ihrer Heldin für die Gegensprache der Kirche, die ihr aus dem Mief und Stumpfsinn ihrer Lebenswelt heraushilft. „Mein Heft füllte sich mit schönen Wörtern und Sätzen, ‚süßer als Honig und tropfende Waben‘, ‚Lasset uns also ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichts‘, ‚Ich liebe, Herr, die Zierde deines Hauses, die hehre Wohnung deiner Herrlichkeit, Hosanna in der Höhe‘. Dagegen kam kein ‚Heute back‘ ich/Morgen brau‘ ich‘ an, kein ‚O du Fallada, der du hangest‘. Ich berauschte

### *Wenn er seine Kinder schon taufen lässt, so wird dem Erzähler klar, dann braucht es dazu ein zeugnishaftes Vorleben des Glaubens seinerseits.*

mich an den großen Worten, ihrer Melodie, den Bögen der Sätze, schlug sie um mich wie kostbare Gewänder, legte mir Wörter wie ‚Seelenspeise‘ zu, ‚Manna Himmelsbrot‘, ‚Meersterne‘, ‚Herzblut‘, ‚Hoffnungsterne‘, ‚Liebesmahl‘, ‚Herzensblüten lilienweiß‘, Wörter, die sich auf mir niederließen wie Verbandsmull, weich, leicht, schmerzstillend.“

Religion gehört hier nicht nur selbstverständlich zur geschilderten Lebenswelt hinzu, sie zeichnet sich durch

positive lebensverändernde Kraft aus. Autobiographisch-fiktive Rückblicke ähnlicher Anlage hätten früher fast stets eine scharfe Abrechnung mit pathologischen katholischen Kindheitszwängen enthalten. Auch Ulla Hahn schildert Enge, Zwänge, Versteinerungen – betont jedoch vor allem die lebensermöglichenden Aspekte. „Ohne Zorn und mit einer gewissen Gelassenheit“ habe sie auf ihr Aufwachsen zurückschauen können. Genau darin zeigt sich die ‚neue Unbefangenheit‘ vieler Schriftsteller im Umgang mit Religion, genau dies mag jedoch auch der Grund für die völlig unsachliche Ablehnung des Romans durch manche Kritiker sein. In einem Interview mit dem „Spiegel“ (Heft 34/2001) wird sie kritisch befragt, ob denn eine solche Schilderung nicht „eher untypisch“ sei? Darauf Ulla Hahn: „Nein. Die Kirche war in so einer armseligen Dorfgemeinschaft der Kulturträger. Wo habe ich zum ersten Mal einen schönen Raum gesehen, Überfluss, schöne Gewänder, Kerzen? Wo zum ersten Mal Musik gehört? Worte, die nicht nur zum Schimpfen da waren? In der Kirche. Das war ungeheuer wichtig.“ Unge- wohnt und durchaus mutige Sätze dieser Schriftstellerin: „Ich verdanke zweifellos der katholischen Kirche sehr viel“, so schon in einem Interview mit dem Tübinger Theologen und Literaturwissenschaftler Karl-Josef Kuschel aus dem Jahr 1986.

**Hanns-Josef Ortheil**

„Langsam wird er wieder katholisch.“ Eine überraschende Passage konnte man 1996 in dem tagebuchartigen Skizzenbuch „Blauer Weg“ lesen. Da bekannte sich ein 45-jähriger Schriftsteller offen dazu, sich seiner Kindheitsreligion wieder anzunähern. Hanns-Josef Ortheil (\*1951) ist vor allem als äußerst produktiver Romancier hervorgetreten. In „Lo und Lu“ (2001), dem – so der Untertitel – „Roman eines Vaters“, schildert er in liebevoll erzählten und doch selbstironisierenden Einblicken sein Leben mit den Kindern Lotte und Lukas. Wie ist es, das Aufwachsen mit Kindern in unserer Zeit?

Im Rahmen dieser Erzählungen und Reflexionen wird sie nun wieder aktuell, die Frage nach Religion. Im Zentrum des Buches findet sich das Kapitel „Der Glaube an Gott“: Soll er, der Erzähler, seinen nun schon einige Jahre alten Sohn Lu taufen lassen? Geschieht positioniert Ortheil die Szenerie: Er sitzt in einer Kneipe im Schatten des Kölner Domes, lässt ein Kölsch nach dem anderen auftragen, unterbricht sich, springt von Erinnerung zu Beobachtungen der Gegenwart, bietet also schon formal bewusst nicht authentische Schilderung, sondern fiktive Stilisierung. Taufe – ja oder nein? Erste Erkenntnis: „Die Frage nach dem Glauben an Gott ist zunächst nämlich etwas sehr Einfaches, weil Lo und Lu sie längst beantwortet haben.“

Es bleibt jedoch nicht bei der Wiedergabe der Grundzüge dieses Kinderglaubens. Ortheil wagt den Sprung von gedeuteter Beobachtung zu stilisierter und aus heutiger Sicht reflektierter Erinnerung an die eigenen religiösen Prägungen: „Auch ich habe doch ganz selbstverständlich damals an Gott geglaubt, der Glaube an Gott hatte sogar etwas sehr Beruhigendes. Mein kindlicher Glaube war, wenn ich es richtig betrachte, ein Glaube an Gott, den einen und unteilbaren, es war eine strenge und einfache Form des Monotheismus. Das ‚Vater unser im Himmel‘ und das ‚Gegrüßet seist Du, Maria‘ waren die Ur-Gebete der Kindheit, die im Grunde schon den ganzen magischen Kinderglauben enthielten.“

Doch damit nicht genug: Nach dem

Sprung von der Beobachtung des Glaubens seiner Kinder hin zur Erinnerung an den eigenen Kinderglauben folgt ein zweiter Sprung, der Sprung hin zu der Frage, was denn aus diesem Kinderglauben geworden ist. „Manchmal kommt es mir vor, als hätte ich den magischen Kinderglauben in Wahrheit gar nicht verloren, sondern nur für einige Zeit in mir versteckt, jedenfalls habe ich doch nie angenommen, es gebe gar keinen Gott, nein, das nicht. Eher könnte man sagen, dass ich aufgehört habe, an Gott zu denken und mich bei jeder Gelegenheit an ihn zu wenden, obwohl, so ganz stimmt das nicht, denn manchmal brach immer wieder etwas in mir auf und dann habe ich eben doch, aber heimlich, an Gott gedacht und mich an ihn gewendet. ... Im Grunde habe ich also mein Leben lang an Gott geglaubt.“

„Im Grunde habe ich also mein Leben lang an Gott geglaubt“ – erstaunliche Sätze in einem Roman des 21. Jahrhunderts. Nur konsequent, dass die Szene vor dem Kölner Dom mit dem Entschluss endet, Lu tatsächlich taufen zu lassen. Wo? Nun, wenn Lo schon Jahre zuvor in der Lateran-Basilika in Rom getauft wurde, dann kann es nun nur einen Taufort geben: „nebenan, im Kölner Dom, wo auch ich getauft wurde, gleich nebenan.“ Doch ein allerletzter Schritt steht noch aus: Wenn er seine Kinder schon taufen lässt, so wird dem Erzähler klar, dann braucht es

### *Als Schriftsteller im Dienste der Kirche zu wirken, wäre in den 60er, 70er und auch noch 80er Jahren einem ästhetisch-kulturellen Todesurteil gleichgekommen. Diese Befürchtung muss ein Autor heute nicht mehr haben.*

dazu ein zeugnishaftes Vorleben des Glaubens seinerseits. Und ihm reicht dazu als Orientierung eine „Kurzfassung“ des Glaubens. Ortheils augenzwinkernd-ernsthaft präzentierte ‚Elementartheologie‘: „Gott Vater, Gott Sohn, Maria und die Gemeinschaft der Heiligen – das genügt. Vor allem aber sollte ich mich auf die Reste meines eigenen Glaubens verlassen, denn wie sollte ich Lo und Lu die überzeugende Kurzfassung des Glaubens nahebringen, ohne selbst daran zu glauben? Nein, damit Lo und Lu glauben, was ich sage, muss ich selbst glauben, und ich glaube ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich glaube und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen, so soll es sein, Credo, Alleluja und Amen.“

In ironischer Brechung ein Credo, hineingeschrieben in einen Roman des 21. Jahrhunderts. Ortheils öffentlich-fiktive Konfession verdeutlicht exemplarisch die neue Unbefangenheit von Schriftstellern mit Religion.

### **III. Katholizismus und Literatur: Spuren einer neuen Nähe?**

Um möglichen Missverständnisse vorzubeugen: Bei den aufgezeigten Tendenzen und Beispielen handelt es sich nicht um eine Bewegung oder einen grundlegenden Aufbruch. Keiner der Autoren wird ahnen, dass es zeitgleich andere gibt, die Vergleichbares beschreiben. Umso interessanter wird die Beobachtung, dass ganz unterschiedliche Schriftstellerinnen und Schriftsteller den Katholizismus als Themenfeld und

Anregungsquelle, als literarischen Stoff und formale Fundgrube entdecken. Wie aber erklärt sich diese neue literarische Unbefangenheit im Um-gang gerade mit dem Katholizismus, die einerseits am Erbe der Blütezeit der christlichen Literatur anknüpft, andererseits ganz eigenständig in den Kontext der Postmoderne hinein verfasst wird? Drei Tendenzen fließen zusammen.

- Auf der einen Seite bietet die Katholische Kirche – bei aller inneren Pluralität – in einer Zeit der postmodernen Unüberschaubarkeit ein klares Profil zur Orientierung, mit dem sich nur wenige Instanzen auf dem Markt der Sinnangebote messen lassen können. Da dieses Sinn- und Wertangebot sich mit einer ästhetischen Wirkkraft sondergleichen verbindet, übt es gerade auf Künstler eine besondere Faszination aus – und zwar zunächst einmal unabhängig davon, ob sie all den inhaltlichen Aussagen existentiell zustimmen.
  - Denn ein zweites Moment wird deutlich: Literarischen Auseinandersetzungen mit Religion wohnt fast stets ein institutionskritisches Moment inne – gegen staatliche Systeme, gegen Kirchenstrukturen. Das ist das Verblüffende beim Wiederlesen oder Neulernen dieser Werke – angepasste Bestätigungsliteratur finden wir nie, eher stets umstrittene Zeugnisse literarischen Ringens.
  - Hinzu kommt ein drittes Motiv, auf den ersten Blick ein gegenläufiger Erklärungszug. Die literarischen Vorgängergenerationen etwa eines Heinrich Böll oder einer Luise Rinser mussten sich selbst mit aller Macht gegen die Etikettierung als „christliche Schriftsteller“ wehren, um nicht falsch vereinnahmt oder abgestempelt zu werden. Als Schriftsteller im Dienste der Kirche zu wirken, wäre in den 60er, 70er und auch noch 80er Jahren einem ästhetisch-kulturellem Todesurteil gleichgekommen. Diese Befürchtung muss ein Autor heute nicht mehr haben. Einerseits hat die Kirche an kulturpolitischer Machtstellung so stark eingebüßt, dass eine Verbindung mit ihr nicht mehr als intellektuell oder ästhetisch anrühlich gilt. Andererseits gibt es aus dem Bereich der Kultur durchaus Signale von Neugier auf eine zunehmend unbekannter werdende Kultur des gelebten Glaubens. Der in München als literarischer Leiter des Hanser-Verlags lebende Lyriker Michael Krüger – selbst aus evangelischer Tradition stammend – drückt dies in einem 1998 erschienen Gedicht so aus: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an.“
- In dieser dreifachen Spannung von neuer Neugier auf das Katholische, schwindendem kulturellen Machteinfluss der Institution Kirche und einem widerständigen Zug von Nichtanpassung an Zeitgeist und Institutionen wirkt der Katholizismus offensichtlich literarisch produktiv. Ob das so bleibt, ob das neue Formen annehmen wird, ob Folgegenerationen diesen Reiz gleichfalls noch spüren und ausgestalten werden – warten wir es mit Neugier ab. □

## „Weil uns keiner sagt, worum es hier geht“. Vom schillernden Interesse der Literaten an Religion

Brigitte Schwens-Harrant

### Outings und Käfige

Es sei zunächst einmal dahingestellt, ob Religion oder gar Katholizismus zurzeit tatsächlich neuen Einzug in die deutschsprachige Gegenwartsliteratur halten. Was aber auffällt und als zunehmendes Interesse der Literaten an Religion gelesen werden könnte: das Outing mancher Schriftsteller, gläubig oder zumindest an Religion interessiert zu sein. Beispiele dafür sind nachzulesen in den Feuilletons ebenso wie in Literaturzeitschriften. Es sind bekannte Autoren, die sich zu Wort melden, und so kann der Eindruck entstehen, als gälte für die Literatur insgesamt, was einige wenige äußern. Sibylle Lewitscharoff etwa bekannte sich als engagiertes Gemeindeglied ebenso wie als scharfe Kritikerin protestantischer Predigtkultur, Andreas Maier tat in einem „Zeit“-Interview kund, sich „die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen“ usw. Diese Entwicklung ist vielleicht auch im Zusammenhang zu sehen mit einer zunehmenden Sensibilisierung für religiöse Fragen, die seit dem 11. September 2001 auch in Europa wahrzunehmen ist und öffentlich diskutiert wird.

Gleichzeitig gilt aber auch noch ganz anderes. Ein Schriftsteller konnte mir glaubhaft versichern, sein Kollege, der sich sein Brot mit Deutsch- und Religionsstunden verdient, unterlasse es, in seiner Biografie die Tatsache anzuführen, er sei Theologe. Wer es dennoch wage, riskiere sich lächerlich zu machen. Das Interesse eines Schriftstellers an Religion kann dieser nicht nur durch Weglassen biografischer Angaben verbergen, es gab und gibt auch eine Scheu, Religion in die eigenen literarischen Texte zu lassen – vor allem bei schreibenden *Theologen*, von denen es gar nicht so wenige gibt. Nach wie vor gibt es also neben der zuvor genannten neuen Form des Glaubensoutings die berechnete Angst des Schriftstellers vor Vereinnahmung. Im Dezember 2006 fand in Tutzing eine Tagung statt mit dem von Kurt Marti ausgeborgten Titel: „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter.“ Für den Abend lud man Lutz Seiler (geb. 1963) zur Lesung ein. Er erzählte, dass der Titel ihn ursprünglich sehr abgeschreckt hatte. Lutz Seiler sagte an diesem Abend sinngemäß zum Publikum: „Das klingt ein wenig nach Käfighaltung. Ich möchte in keinem Käfig sitzen.“

### Gar nicht neu

Outing und Bekenntnisse hier, Zurückhaltung und Vorsicht vor Käfighaltung dort – wie dem auch sei, die deutschsprachige Literatur als gesamte hat in den letzten Jahren wohl nicht mehr mit Katholizismus zu tun, als sie bisher schon hatte. Man müsste einen eigenen Vortrag halten, um die Kontinuität der Beschäftigung mit Religion im Allgemeinen und dem Katholischen im Besonderen in der österreichischen Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufzeigen zu können. Sie ging von in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geborenen Schriftstellern, wie etwa Thomas Bernhard – dessen Tiraden gegen das „Katholisch-nationalsozialistische“, wie er es auch nannte, bekannt sind –,



Dr. Brigitte Schwens-Harrant, Ressortleiterin „Literatur“ der Wochenzeitung „Die Furche“, Wien

direkt über auf die in den fünfziger und sechziger Jahren Geborenen, die heute die Literatur des Landes prägen. Das Reiben am Katholischen – in welchen Formen auch immer – hat immer auch literarische Blüten getrieben, selbst nachdem mit Autoren wie Barbara Frischmuth („Die Klosterschule“, 1968) oder Florian Lipus („Der Zögling Tjaz“, 1981) die katholischen Internaterlebnisse oder mit Franz Innerhofer („Schöne Tage“, 1974) die seelischen Verkrüppelungen durch (religiöse) Erziehung am Land literarisch abgearbeitet waren. Vor allem Arbeit an der Sprache durch österreichische Autoren hat unübersehbar etwas mit Katholizismus zu tun. Klar ist hier aber eine Unterscheidung anzuführen: die Nähe zum bzw. das Interesse am Katholizismus bedeutet noch lange nicht, dass daraus „katholische Literatur“ entstünde.

Ich beschränke mich im Folgenden auf einige wenige österreichische zeitgenössische Autoren, mit denen aber ein großes Spektrum unterschiedlichster Interessen an Religion und vor allem unterschiedlicher literarischer Gestaltungen solcher Interessen deutlich wird.

### Textkörper als Bildstock

Ein ausgewähltes Beispiel soll zunächst illustrieren, welche unterschiedlichen Interessen an Religion ein Schriftsteller verfolgen kann – oder vielleicht besser: welche Interessen ihn verfolgen. Die Texte von Josef Winkler, geb. 1953 in Kärnten, erzählen deutlich wie kaum ein anderes Beispiel aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, wie Katholizismus „ästhetisch produktiv“ werden kann – kirchliche Sprache, Gebete, Litaneien, Bilder haben diese Literatur geformt, sind die Form der Texte. Das ist das eine. Das andere: Vor allem Winkler hat – exzessiv wie kaum jemand anderer – über viele Jahre seine *katholische Kindheit* zum Thema seiner Werke gemacht. Selbst wenn die „Inhalte“ seiner Romane längst nicht mehr im Kärntner Heimatdorf angesiedelt sind,

mennt sich die katholische Kindheit mit all ihren Eindrücken immer wieder dazwischen. Das Loslassen ist ein wiederholtes Zurückkehren. Schließlich: Im Mittelpunkt von Winklers Schreiben steht der *Tod* – und damit auch die Frage nach dem Leben angesichts des Todes. Die Frage nach dem Ganzen (und Heilen) angesichts geschändeter Körper.

Dass Josef Winkler in theologischen Publikationen oft gar nicht genannt wird, ist eigentlich unverständlich. Das heißt, so unverständlich ist die Tatsache auch wieder nicht. Winklers Literatur ist wohl zu verstörend. Als „nekrophile(n) Hymniker und Blasphemiker aus katholisch-barocker Tradition, besessen autobiographisch, schwankend zwischen Sakrament und Sakrileg“ hat ihn Sigrid Löffler bezeichnet. Durchaus mit Recht.

„Ich stamme eben aus einem kleinen katholischen Dorf, einem Bauerndorf in Kärnten, wo ich mit der katholischen Kirche sehr nah in Berührung gekommen bin. Nicht mit der Theologie, die Theologie interessiert mich heute noch nicht, aber mit dem Existentiellen, mit dem unzählige Menschen von der katholischen Kirche wahnsinnig genervt und zerstört worden sind, mit dem Glauben, den Gebeten, der Angst, die die Kirche, das Gotteshaus, der Pfarrer verbreitet haben.“ Dieses Zitat aus einem Gespräch mit Josef Winkler macht mehrerlei deutlich: die existentielle Bedeutung, die negative Konnotation („genervt und zerstört“) von katholischer Kirche, die Unterscheidung von Desinteresse an der Theologie und Interesse an eben diesen existenziellen Erfahrungen einer katholischen Sozialisation am Land. Und wichtige Winklersche Themen sind damit auch schon angesprochen: Gebete, Angst, Kirche. Und Zerstörung.

„Ich bin des Todes leibeigen, und es kann anders werden nicht.“ Dieses barocke Thema, zitiert im Roman „Der Leibeigene“, ist *das* Thema in Winklers Büchern, die so als zeitgenössische Fortschreibungen des „memento mori“ lesbar werden, *ohne* aber auf ein Leben nach dem Tod vorzubereiten! Immer wieder taucht dasselbe Bild auf, ein biographisches Erlebnis, auf das Winkler auch in seinen Interviews oft verweist: der Tod seiner Großmutter, ihr totes Antlitz, das er als Dreijähriger sieht. „Bis zu genau diesem Augenblick kann ich mich zurückerinnern. Von hier an beginnt sich meine Bilderwelt zu bewegen, sich zu artikulieren, sich zu träumen, sich zu phantasieren.“ „Ich stelle mir immer wieder vor, ich bin eine Art Photoapparat oder Filmkamera. Ich kann nur in Bildern denken. Und wenn es irgendwann in meinen Manuskripten doch einmal Kommentare gibt, dann werden die in den Schlußfassungen gestrichen, weil sie mich überhaupt nicht interessieren. Ich will nur diese kleinen Bilder, die zu längeren Sätzen werden und diese Sätze, die zu kleinen Geschichten werden und diese kleinen Geschichten, die sich vergrößern und immer weiter aufblähen und zusammenschumpfen usw. und sich woanders wieder Luft holen und wiederum wie ein Ballon aufblähen.“

Winklers Sprache ist durch und durch von der Liturgie und von Litaneien geprägt. Vor dem Lesen hat er Beten gelernt – „ein katholisches österreichisches Kind“ hat „bis in die fünfziger Jahre tatsächlich als erste Fremdsprache das Liturgische gelernt.“ Ob diese Formulierung von Konstanze Fliegl gegolgt ist, sei dahingestellt – die Prägung seiner Sprache durch die Liturgie ist bei Winkler freilich nie und nimmer zu überlesen. Fasziniert und verschreckt zugleich lassen ihn die liturgische Sprache, ihr Klang, die Eindringlichkeit der Wiederholungen,